Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 33 (1981)

Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

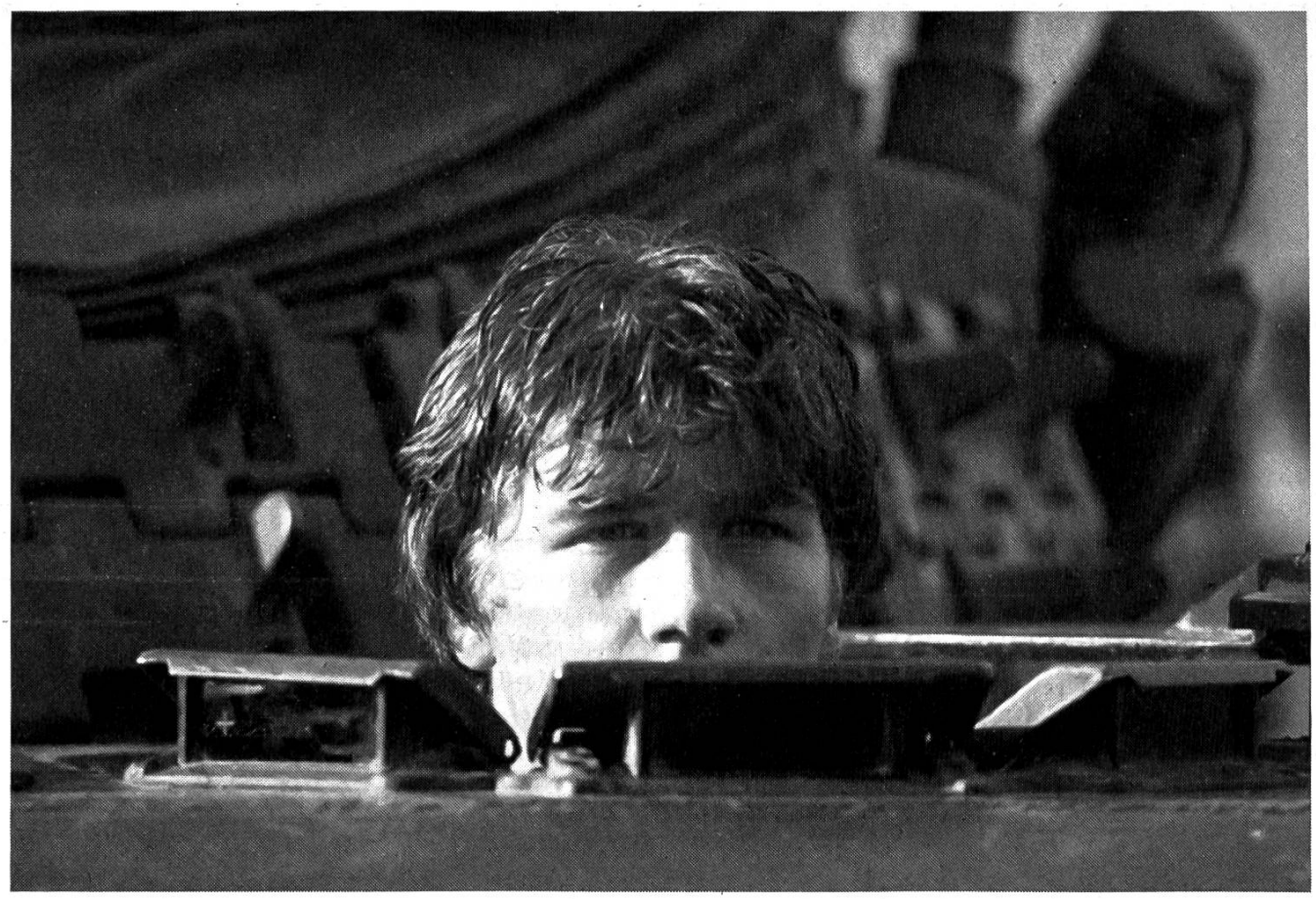
ner Gemeinschaft. Der Film tut so, als ob jede Geburt problemlos wäre, als ob sich keine Komplikationen einstellen könnten. Wird der Hygiene immer genügend Beachtung geschenkt (Gefahr des Kindbettfiebers)? Und was, wenn das Kind im Geburtskanal stecken bleibt, eine Operation notwendig wird? Es gibt zu viele Kinder, die wegen Geburtsschäden körperlich und geistig behindert sind, um diese Probleme nicht einmal der Erwähnung wert zu halten.
Nicht unproblematisch scheint mir auch die Art und Weise zu sein, wie Abtreibungen und Geburten aufgenommen wurden. Die Kamera befindet sich meist auf der Höhe von Kinderaugen, geht so nahe wie möglich an den Vorgang heran und zwingt dadurch den Zuschauer in eine Situation der Neugierde und Spannung, die etwas Voyeurhaftes hat. Ich könnte mir vorstellen, dass eine etwas distanziertere Kameraführung angebrachter gewesen wäre, ohne dass dadurch die intime Atmosphäre der Wärme und Geborgenheit zerstört worden wäre.
Trotz diesen kritischen Einwänden nehme auch ich diesen eindrücklichen Film sehr ernst, weil er durch die Überzeugungskraft der mitwirkenden Frauen zu intensiven Diskussionen Anlass geben kann. Und ich möchte mit Nachdruck darauf hinweisen, dass man bei aller kritischen Haltung gegenüber diesem Film nicht übersehen sollte, dass gerade er Werte wie Zärtlichkeit, Geborgenheit, Wärme, Hilfsbereitschaft und Solidarität vermittelt, die auf der Gegenseite oft fehlen. Franz Ulrich

TV/RADIO-KRITISCH

Aufarbeitung aktueller Probleme: «Zorn oder Männersache»

Alexander J. Seilers Beitrag zu den sieben Todsünden (TV DRS, Donnerstag, 19. März, 20.00 Uhr)

Den sechsten Beitrag aus der Reihe *«Die sieben Todsünden»,* den die Nemo Film AG für das Fernsehen DRS realisiert hat, verantwortet Alexander J. Seiler als Regisseur und Autor – wobei er sich beim Drehbuch an Motive von Otto F. Walter gehalten hat. Vielleicht müsste man genauer formulieren: Er ist von einem Handlungskonzept ausgegangen, das Otto F. Walter vor bald vier Jahren skizziert hat. Für Leser neuer Schweizer Literatur steckt darin eine aufschlussreiche, in die Werkstatt literarischen und filmischen Schaffens hineinleuchtende Vorgegebenheit: Seilers Film, *«Zorn oder Männersache»,* ist aus der gleichen Kern-Story entwickelt worden wie der kurze Roman «Wie wird Beton zu Gras» von Otto F. Walter, wobei ein Buchautor und ein Filmautor je über mehrere Zwischenstufen hinweg ihre eigene Version hergestellt haben. Der Film ist also keineswegs eine filmische Umsetzung des Romans oder auch nur eine filmische Paraphrase dazu, sondern eine selbständige Ausformung vom gleichen ersten erzählerischen Exposé her.
Nun ist es aber natürlich nicht dieser Seitenblick auf ein verwandtes Werk der erzählerischen Literatur, was den Betrachter des Films (und das heisst in diesem Fall ja: den Fernsehzuschauer) bewegt und vielleicht fesselt. Er nimmt, zu Recht, den Film als solchen; er zieht Vergleiche nicht zu dem vom Ursprung her verwandten Roman, sondern am ehesten zu den bisher ausgestrahlten Beiträgen der Reihe «Die sieben Todsünden». Diesen gegenüber (oder doch der Mehrzahl gegenüber) zeichnet sich der Film von Alexander J. Seiler durch zweierlei aus: Einmal durch die Lesbarkeit der Story. Wiewohl der Regisseur mit subtilen dramaturgischen Mitteln arbeitet, erschwert er dadurch die Lesbarkeit der Story für den Fernsehzu-



Mit dem Panzer gegen die Unterdrükkung (Matthias Pilliod).

schauer doch nicht. Zum Beispiel wird angedeutet, dass das Ganze aus der Optik eines Verhörs (der Lehrerin Hanna Weber) berichtet wird; doch diese Rahmen-Optik führt nicht dazu, dass der Film in eine Reihe von Rückblenden aufgelöst würde. Es wird eben eine Optik angedeutet, die einerseits klar macht, dass die über allen Parteien stehende, «objektive» Gott-Vater-Optik nicht mehr geht, auch für den Filmerzähler nicht mehr geht, und die andererseits der Optik des Fernsehzuschauers nahekommen könnte.

Zum andern gehört es zu den Vorzügen des Films, dass darin nicht Psycho-Probleme (wenn nicht Psycho-Trips) ausgebreitet werden, in die der Zuschauer schwer einzubeziehen ist, sondern Fragen, mit denen viele während der jüngsten Jahre in Berührung gekommen sind: Berufsverbot für eine linke Lehrerin, autoritäre oder antiautoritäre Erziehung. Zudem hat die Geschichte auch in ihrem äussern Ablauf, nicht nur in den psychischen Reaktionen Spannung. Die Story: Die junge Sekundarlehrerin Hanna Weber findet – nach Auslandaufenthalt und zeitweiliger Arbeitslosigkeit – eine Stelle als Verweserin in einer dörflichen Gemeinde. Es kommt da zur facettenreichen Konfrontation mit dem Kollegen Erwin Schwarz (der auch Lehrervertreter in der Schulkommission ist), einem typischen – wenn auch zum Teil resignierten – Befürworter leistungsbetonter, autoritärer Erziehungsmethoden. In diesem «Geist» sucht er auch seinen Adoptivsohn Koni durch «Autorität und Konsequenz» zum «ganzen Mann» zu erziehen.

Zwischen eben diesem 14jährigen Koni nun und der jungen Lehrerin entwickelt sich ein besonderes Verhältnis des Vertrauens und Zutrauens, ambivalent und scheu. Die Freundschaft Konis zu Hanna kann sich nicht stärker ausdrükken, als dass er sie in sein Geheimnis einweiht: Im Wald hat er einen alten Panzer entdeckt, der da bei einer militärischen Übung abgesoffen ist und nie abgeholt wurde. Koni bastelt seit Monaten an dem Panzer herum und glaubt, ihn zum Fahren bringen zu können.

Es hat sich schon allerhand Argwohn angesammelt, als durch einen politischen Anlass das Verhängnis seinen Lauf nimmt. Durch ihren Freund Dieter überredet, nimmt Hanna an einem Wochenende in der nahen Stadt an einer Kundgebung für die Einführung eines Zivildienstes teil. Lehrer Schwarz entdeckt im Schulranzen seines Adoptivsohnes Koni Flugblätter dieser Demonstration, und gleichentags erhält er Fotos, die von einem Polizisten in Zivil bei der Kundgebung geschossen worden sind. Damit ist es um die «linke» Lehrerin geschehen. Doch der Film endet nicht mit ihrer Verstossung durch die Schulkommission, sondern mit der unerwarteten Aktion Konis, der mit dem vergessenen Panzer aus dem Waldversteck bricht, unterwegs Hanna auflädt und ins Dorf fährt. Auf dem Platz vor dem Schulhaus bleibt das martialische Gefährt stehen, das Panzerrohr gegen die Schule gerichtet.

Die Art, wie «linke» Lehrer und Lehrerinnen (als Dienstverweigerer, Mitglieder der POCH usw.) während der jüngsten Jahre vielerorts in der Schweiz entfernt worden sind, ist um keine Spur überzogen dargestellt – aber vielleicht kann das in einer Filmstory heute eher dargestellt werden als in einer Dokumentarsendung über einen bestimmten Fall. Die Geschichte verkürzt den Sachverhalt insofern nicht, als sie bewusst macht, dass komplizierte menschliche Inter-Aktionen die scheinbar so emotionslosen politischen Austreibungen mitbestimmen.

Gleichwohl bleiben Fragen offen. Zum Beispiel die Frage nach dem Verhalten des dörflichen Kollektivs. Zwar werden Lehrerkollegen und Mitglieder der Schulkommission kurz gezeigt. Doch es gibt keine Stimme von Eltern, und welchen Aggregatszustand die Dorfgemeinschaft hat, ist nicht auszumachen. Bei den meisten Berufsverboten, die gegen «linke» Lehrer ausgesprochen wurden, gab es aber Unterschriftensammlungen unter den Eltern der betroffenen Kinder, wurden die Entscheide eher in Parteiversammlungen als in der Schulkommission gefällt – oder überhaupt nicht im Dorf, sondern von der kantonalen Erziehungsdirektion. Natürlich muss ein Film von einer Stunde verkürzen können. Doch scheint mir dieser Punkt nennenswert, weil die meisten «Todsünden»-Filme die gesellschaftliche Umwelt und deren Druck nicht oder kaum ins Spiel bringen. Eine Ausnahme machte da *«Stolz oder Die Rückkehr»* von Friedrich Kappeler, wo die Kompaktheit der kleinstädtischen Gemeinschaft, die den Heimkehrer abgestossen hat, wie ein imprägnierter Regenmantel Wassertropfen abstösst, intensiv spürbar geworden ist.

Die Ambivalenz des Schlussbildes ist an sich deutlich genug: Der 14jährige, der zum «ganzen Mann» abgerichtet wird, kann seinen Zorn gerade noch mit einem extremen Machismo-Symbol ausdrücken: indem er mit dem Panzer auffährt und dessen Geschützrohr gegen die Schule als Hort des Autoritativen richtet. Doch glaube ich, gerade in dieser Sequenz wird deutlich, dass der Film vor mehr als zwei Jahren konzipiert worden ist und sich so etwas wie eine «pfadfinderhafte» Unschuld bewahrt hat. Es ist nun ja doch die Staatsmacht, die in gepanzerten Fahrzeugen (und entsprechender «Reizwäsche», wie Franz Hohler einmal in seiner «Denkpause» am Fernsehen sagte) gegen die Jugendlichen auffährt. Die Radikalität der heute machtlos aufbegehrenden Jugend lässt sich gerade nicht mehr durch die alten Machismo-Signale ausdrücken. Hier scheinen mir vorschnelle aktuelle Assoziationen (beim Zuschauer) auf Holzwege zu führen.

Dass die Hauptdarsteller (Charlotte Schwab als Hanna Weber, Mathis Pilliod als Koni, Dieter Kirchlechner als Erwin Schwarz) durch die subtile, niemals chargierende Intensität ihrer Verkörperungen die Möglichkeit offenhalten, denkende Zuschauer betroffen zu machen, gehört zu den rühmenswerten Leistungen des Films. Dass man bei all dem ans «Todsünden»-Gerüst kaum mehr denkt, spricht ebenfalls für ihn. (Aber natürlich bleibt grundsätzlich dieses künstliche Gerüst ebenso fragwürdig wie die einengende 60Minuten-Länge.)

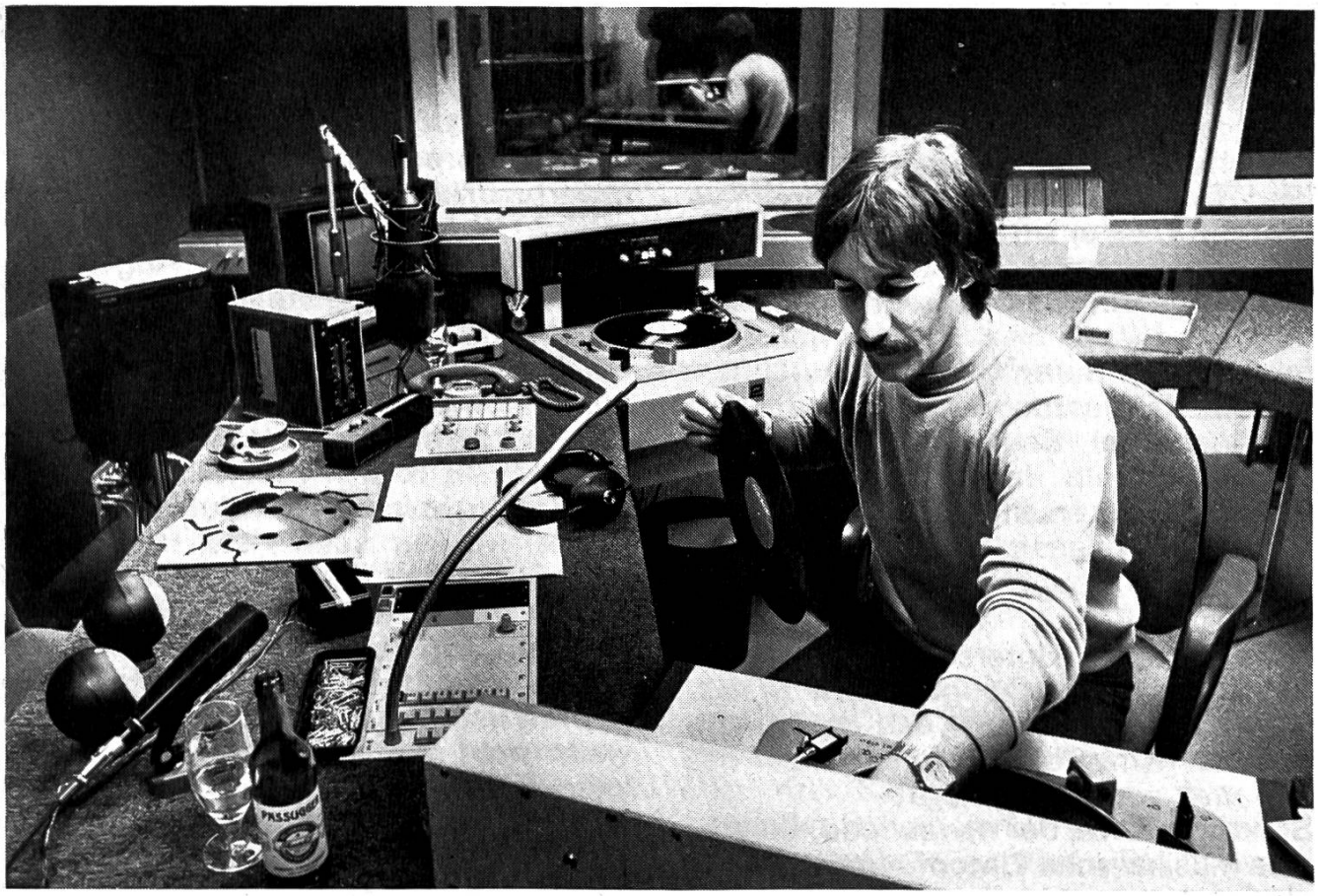
Hans Rudolf Hilty

Rund um die Uhr mit Radio DRS

Einige Gedanken zum Start des «DRS-Nachtklub»

I.
1974: Die Programmplaner von Radio DRS beschliessen eine Kürzung der Sendezeit. Von Samstag bis Donnerstag soll der Schweizer Sender um Mitternacht verstummen. Einzig der *«Nachtexpress»* darf am Freitag weiterhin bis um ein Uhr in der Früh durch den Äther klingen. Als Grundlage zu diesem Beschluss diente eine Publikumsumfrage. Sie hat ergeben, dass die Einschaltquote nach Mitternacht stark in «Richtung Grenzwert null» absinkt. Weshalb, so habe auch ich in einem Editorial (ZOOM-FB 19/74) gefragt, soll Radio DRS für eine kleinste Minderheit senden, was diese mit ein wenig Phantasie anderweitig beziehen kann. Das ARD-Nachtprogramm existierte damals schon lange, und Unterhaltungsmusik ist schliesslich auch ab Konserve mühelos verfügbar. Der Leitartikel geriet zu einem engagierten Plädoyer für die Einschränkung der Sendezeit. Sie lasse sich, so die damalige Überlegung, umso mehr vertreten, als die Nachrichtenredaktion ohnehin um 23.30 Uhr ihren Laden schliesse...
Die Zeiten ändern sich – die Meinungen auch. Heute wird ein häufig geäussertes Bedürfnis der Hörer nach einem Programm rund um die Uhr nachgewiesen. Ausgelöst wurde es offensichtlich durch den nach wie vor illegal operierenden Pop-Sender *Radio 24.* Ohne Schawinskis erfolgreiches Berieselungsradio gäbe es heute, das gibt selbst Radio-Programmdirektor Andreas Blum offen zu, weder ein DRS-Nachtprogramm, noch wären die Pläne des Deutschschweizer Senders für ein drittes Programm so weit fortgeschritten. Der *«DRS-Nachtklub»,* könnte man auch sagen, ist das Ergebnis einer Flucht nach vorn. Die drohende Kommerzialisierung des Radios im Lokalbereich hat die Programmverantwortlichen initiativ werden lassen und bei Radio DRS eine Entwicklung ausgelöst, die viele Radio-Mitarbeiter schon während Jahren angestrebt haben. Eine wirklich umfassende und zufriedenstellende Versorgung des Publikums mit Radio, postulierten sie schon seit Jahren, sei nur über mindestens drei Programmketten möglich. Finanzielle und technische Gründe sind es in erster Linie, welche die Einführung eines dritten DRS-Programmes verzögern. Das Nachtprogramm aber ist ein Schritt in dieser Richtung. Es bietet den zukünftigen Machern des dritten Programms die Möglichkeit, sich mit neuen Arbeitsformen und Produktionsweisen vertraut zu machen.

II.
In Wirklichkeit dürfte es den *«DRS-Nachtklub»* gar nicht geben. Seit Jahren schon produziert Radio DRS ein Millionendefizit. Gedeckt wurde es bisher mit Zuwendungen aus der Fernsehwerbung und einer Finanzreserve. Die Reserve wird dieses Jahr aufgebraucht, und dem Fernsehen geht es auch nicht mehr so gut, als dass es ohne weiteres bereit wäre, das Radio selbstverständlich an den Werbeerträgen partizipieren zu lassen. So wurde ein Sparappell herausgegeben, dem bereits einige Sendungen zum Opfer gefallen sind, und es bestehen keine Zweifel, dass weitere – und wahrscheinlich nicht immer die schlechtesten – folgen werden. In einer Zeit der massiven Bedrängnis das Programmangebot um Stunden zu erweitern, erforderte Mut. War es der Mut des Verzweifelnden oder jener des kühn Vorausschauenden?
Die Überlegung ist wohl richtig, dass der Hörer einen Sender nicht an seinen finanziellen Aufwendungen, allfälligen Fehlbeträgen und den damit verbundenen Sparübungen misst, sondern an seinem Programmangebot. Angesichts der Konkurrenz, die dem Deutschschweizer Sender von Seiten des *Südwestfunk 3, Radio 24,* dem *ARD-Nachtprogramm* wie auch von weiteren in der deutschsprachigen Schweiz empfangbaren Stationen erwuchs, mussten die Programmverantwortlichen etwas unternehmen. Auch der auf 1983 vorgesehenen und wohl unumgänglichen Erhöhung der Konzessionsgebühren hatte



Begleiter durch die Radio-Nacht: Peter Bühler.

eine Goodwill-Aktion vorauszugehen, getreu der Devise des neuen Generaldirektors der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), Leo Schürmann, der schon vor seinem Amtsantritt davon sprach, Radio und Fernsehen müssten zuerst etwas bieten, bevor die Konzessionsgebühren erhöht würden.
Natürlich hätten sowohl die Programmdirektion wie auch die meisten Programmschaffenden dem Hörer als zusätzliche Leistung lieber ein vollständiges drittes Programm als bloss den *«DRS-Nachtklub»* angeboten. Weder die von den PTT zu schaffenden technischen Voraussetzungen noch die finanzielle Situation von Radio DRS gestatteten dies indessen. Es musste eine Lösung gefunden werden, die eine Versorgung der ganzen Sprachregion garantiert, nur bescheidendste Mittel erfordert und die Weiterführung der bisherigen zwei Programmketten ohne Einschränkungen gewährleistet. Ein leichtmoderiertes Nachtprogramm, zusammengestellt aus Musik, die bereits in andern Programmen zu hören war, bot sich als zusätzliche Radio-Dienstleistung an. Am 1. März – schneller eigentlich als es die kühnsten Optimisten zu hoffen wagten – wurde der *«DRS-Nachtklub»* im Beisein von viel Prominenz und in etwas gar euphorischer Stimmung gestartet. Die Freude am 24-Stunden-Radio überdeckte gnädig den Moderations-Dilettantismus von Marion Preuss und die fade Musikzusammenstellung aus dem Studio Basel.

III.
Der *«DRS-Nachtklub»* ist ein Notstands-Programm, und es wäre verfehlt, einer Sendung, die im Schnitt etwas über 100 Franken pro Stunde kosten darf, mehr abzugewinnen, als sie wirklich leisten kann. Hauptsache ist doch wohl, dass bei Radio DRS jetzt zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens keine Sendelücke mehr besteht. Über diesem «Glück» soll nicht vergessen werden, dass das DRS-Nachtangebot eher kärglich ist, kaum mehr als einfachstes Dampfradio eigentlich. Zwei Moderatoren pro Nacht halten mit Ach und Krach ein Musikprogramm zusam-

men, das nicht für seinen besonderen Zweck gestaltet, sondern – aus Gründen der Kosteneinsparung – aus an den Vortagen gesendeten Programmen der entsprechenden Studios zusammengestellt wird. Das ist nun gewiss keine optimale Lösung. Dies umso mehr, als der inzwischen weitgehend gemässigten, glatten Musik aus den Begleitprogrammen der Vorzug gegeben wird. Zwar vermag der feinnervige Hörer auch hier Unterschiede herauszuhören, zwischen den Studios Basel, Bern und Zürich einerseits, innerhalb der Sendungen eines Studios andererseits. Bern etwa ist in seiner Musikgestaltung progressiver und vielleicht auch aggressiver als Basel. In Bern selber wiederum bestehen recht hörbare Unterschiede zwischen der oftmals recht engagierten Musikauswahl im *«Tandem»* und der zunehmenden Unverbindlichkeit jener des *«Rendez-vous am Mittag».*

So kärglich wie der etwas fade, fleischlose musikalische Eintopf nimmt sich im allgemeinen auch die Moderation aus. Gewiss, das Nachtprogramm erträgt keine Schwätzer, keine Moralapostel und auch keine Schulmeister der Nation. Aber ein Minimum an Informationswert, an Verbindlichkeit auch, dürfte das zwischen die Musik gesprochene Wort schon haben. Wo sich Moderation auf eine – allenfalls mit ebenso gesuchten wie müden Verbindungen garnierte – An- oder Absage von Plattentiteln beschränkt, könnte man sie ebenso gut bleiben lassen. Ein Musikband und ein Pikettdienst für den Not- und Katastrophenfall genügte dann ausreichend für die Bestreitung des DRS-Nachtprogramms.

Natürlich hat es durchaus einen Sinn, das Regie- oder Disc-Jockey-Pult mit einem Menschen aus Fleisch und Blut zu besetzen. Es soll ja ein Nachtprogramm die Hörer, die aus irgend einem Grunde die Nachtruhe nicht finden, die arbeiten müssen oder unterwegs sind, durch die Nacht *begleiten.* Es müsste gerade auch für diese Sendung eine Infrastruktur geschaffen werden, welche eine *Hinwendung* zum Publikum über ein paar dringende Verkehrshinweise hinaus erlaubt. Viele der 40 mit viel Idealismus ans Werk gehenden *«Nachtklub»*-Redaktorinnen und Redaktoren, sehnen sie sich herbei, möchten das allzu enge Korsett des Nachtprogramms sprengen, suchen mehr als die unverbindliche Einweg-Plauderei. Doch selbst geringfügiger Mehraufwand kostet Geld; Geld, das im Augenblick nicht zur Verfügung steht.

Eines wird man sich bei Radio DRS wohl merken müssen: Der Sparflammen-Goodwill genügt letztlich nicht, um ein über Jahre hinweg verlorenes Hörerpublikum zurück zum einheimischen Sender zu holen. Nach der ersten Euphorie werden sehr viele Hörer sehr bald feststellen, wie wenig der *«DRS-Nachtklub»* im Augenblick zu bieten hat. Sie werden wieder abwandern zu *Radio 24,* wo ein weniger flaues Musikprogramm angeboten wird (und in Bälde – wenn man Roger Schawinski glauben kann – auch ein für den am Volkston orientierten Zuhörer zweites Programm), zum *ARD-Nachtprogramm,* wo zumindest ein Nachrichten-Bulletin zu jeder vollen Stunde (und nicht nur um Mitternacht und um 05.30 Uhr) ausgestrahlt wird, zu andern Sendern, die den nächtlichen Hörer ins Programm miteinzubeziehen versuchen und ihn damit der Einsamkeit entreissen.

IV.

Wenn ich heute – im Gegensatz zu 1974 – für ein DRS-Programm rund um die Uhr plädiere, dann aus der Einsicht heraus, dass man dieses Medium auch nachts nicht einfach (allein) jenen überlassen darf, die es für ihre privaten und deshalb meist eigennützigen Interessen einsetzen. Ein von einer öffentlichen Trägerschaft getragenes und kontrolliertes sowie von der Allgemeinheit durch Gebühren finanziertes Radio ist allemal besser als ein von der Werbung oder gar parteipolitisch oder ideologisch abhängiges.

Nur: Die Chance des öffentlichen Radios muss genutzt werden. Ziel der DRS-Programmverantwortlichen ist es denn auch, möglichst rasch vom Provisorium *«DRS-Nachtklub»* wegzukommen und die Versorgung der Hörerschaft mit drei Programmketten anzu-

streben. Das erste Programm hätte dabei die Bedürfnisse nach einem im «Volkston» gehaltenen Sendeablauf zu erfüllen. Im zweiten Programm fände die ernste Musik, die kulturellen Anliegen, wie auch alle Sendungen für Minderheiten ihren Platz. Das dritte Programm schliesslich wäre einem auf die Jugendlichen zugeschnittenen Musikprogramm mit leichter Information (Nachrichten-Bulletins, kurze Wortbeiträge zu aktuellen Fragen, kulturellen Ereignissen usw.) zu reservieren. Bereits auf Beginn 1982 sollte es nach den Vorstellungen des Radioprogrammdirektors wie auch der Regionaldirektion DRS möglich sein, 40 bis 50 Prozent der DRS-Hörer mit den drei Programmketten zu versorgen. Ein eigenständiges drittes Radioprogramm, das im ganzen DRS-Empfangsbereich gehört werden kann – und das auch ohne kostensenkende Versatzstücke aus den beiden ersten Programmen gestaltet wird – kann indessen vor 1984 kaum realisiert werden; und wohl auch dann nur, wenn die geplante Erhöhung der Konzessionsgebühren auf 1983 reibungslos über die Bühne geht, was angesichts der nach wie vor angefochtenen SRG keineswegs sicher ist.
Zweifellos: Was heute in der Region DRS für das Radio geplant wird, nimmt Rücksicht auf die Bedürfnisse der Hörer und ist damit in einem guten Sinne zukunftsorientiert. Ob die Projekte verwirklicht werden können, hängt nicht zuletzt davon ab, wie die SRG die gegenwärtige Finanzkrise meistert. Dass sich mit Halbherzigkeiten – wie der *«DRS-Nachtklub»* letztlich doch eine ist – im ausgebrochenen Kampf um Medienanteile und Hörergunst auf die Dauer kein Staat machen lässt, müsste dabei zur Einsicht werden. Urs Jaeggi

---

«Filme in der Altersarbeit»

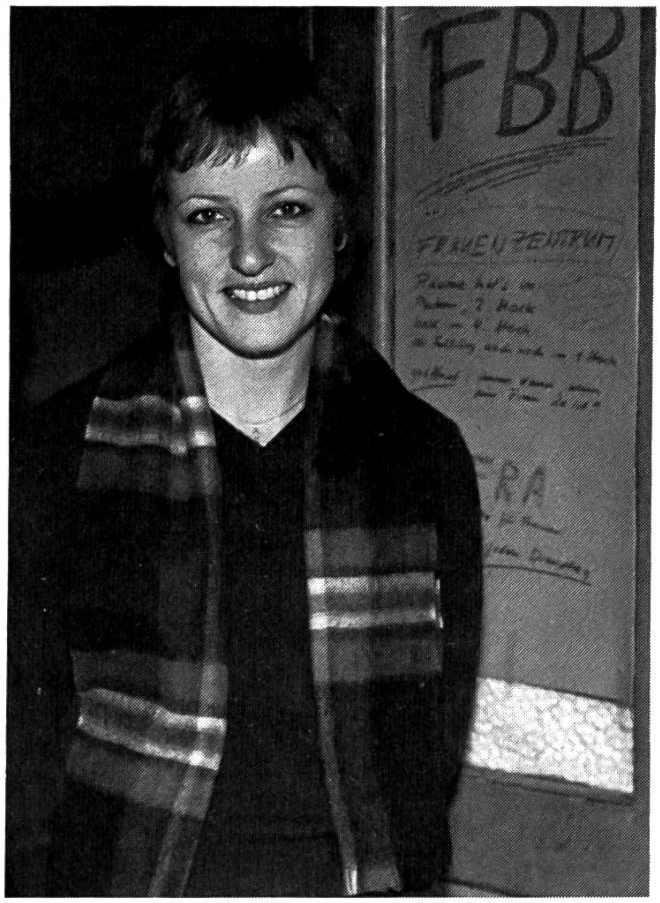
HS. Vom 17.–19. Mai findet in der Paulus-Akademie Zürich ein Kurs statt mit dem Titel «Filme in der Altersarbeit». Er möchte Leute, die in der Altersarbeit tätig sind, befähigen, die positiven Möglichkeiten des Einsatzes von Filmen wahrzunehmen und die damit verbundenen Probleme zu lösen. Der Kurs umfasst zwei selbständige Teile: Methodik der Filmarbeit; Film-Visionierungen. Leitung der Veranstaltung: Hanspeter Stalder, Medienbeauftragter des Zentralsekretariats. Für Pro Senectute-Mitarbeiter ist der Kurs gratis, für andere Fr. 50.– pro Kursteil. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Programme sind beim Zentralsekretariat Pro Senectute Schweiz, Lavaterstrasse 26, 8027 Zürich, 01/701 30 20, erhältlich.

Bilder von und über Frauen

Heute ist Samstag, 7. März. Vor gut zehn Tagen, am 25. Februar, habe ich im Hauptabendprogramm des Fernsehens DRS drei Beiträge gesehen, in denen entweder Frauen vorkamen oder die von Frauen gemacht wurden oder in denen Erfahrungen von und mit Frauen besprochen wurden.
Nachfragen bei den verantwortlichen Ressorts haben ergeben, dass der thematische Bezug der Sendungen untereinander Zufall war. Die Programmkomposition war von den Machern nicht bewusst daraufhin angelegt worden, eine thematische Auseinandersetzung von verschiedenen Aspekten her aufzureissen, vorwärtszutreiben. Das Zusammenspiel der Aspekte entsteht also erst im Nachhinein, aus dem «Nach-Bewusstsein». Und dieses ergibt sich aus einer dem Thema fremden Logik, der Logik der einzelnen Sendegefässe: des Termins für den Dokumentarfilm, des Magazins «Spuren» und des rekreativen Unterhaltungsblocks – der Logik des Kästchendenkens also. Der Ertrag dieser Logik inbezug auf das Fernseh-Bild der Frau soll untersucht werden.

Ich han gmerkt, dass d'Fraue eigetli schaurig guet sind

Dieser Film von Ellen Steiner nennt sich im Untertitel *«Ein Porträt aus der Frauenbewegung»* und zeigt Erfahrun-



Will sich selbst finden: Helen Romer.

gen von Helen Romer, einer ungefähr 30jährigen Frau. Ellen besuchte Helen während drei Wochen, in denen diese die Wohngemeinschaft verlässt, in der sie mit ihrem Freund fünfeinhalb Jahre gelebt hatte. Sie zieht um in eine eigene Wohnung, um allein zu leben, sich zu finden. In diese Stationen sind Interviews mit ihrem Vater, ihrem Freund, ihrem Arbeitgeber und Gespräche unter den Frauen vom FBB-Zentrum verwoben.

Der Film zeigt eine Frau, die sich auf den Weg macht, die auf dem Weg ist. Am Anfang das Gesicht, gross, umgeben von einem Türrahmen, der links den Blick ins schon halb geräumte Zimmer freigibt. Klare Augen mit einem lebendigen Blick, verletzlich auch, weil sie sich noch nicht (oder nicht mehr) an einem Objekt festmachen können. Und doch treffen mich diese Augen, noch bevor mir die Person vertraut geworden wäre. Ich höre sie reden, ich sehe sie denken. Sie will die Widerstände aufnehmen, sich neu zu orten versuchen.

Später sehe ich Frauen, die sich abmühen, eine Matratze in einen viel zu kleinen Kombi-Wagen zu verstauen. Ich will von meinem Sessel aufspringen und ihnen helfen. Schnitt. Die Matratze ist verpackt. Schnitt. Helen fährt den Kombiwagen. Ich sitze neben ihr und höre sie sagen: Ich bin jemand. Ich kann auch etwas. – Sicherheit durch Solidarität, nicht durch mein Helfer-Syndrom. Dann die neue, leere Wohnung, hallende Schritte. Helen richtet ein, macht bewohnbar. – Sie will sich finden und ein neues Verhältnis zur Umwelt aufbauen: Ich will nicht Karriere machen, nicht mehr verdienen, ich will mehr Selbständigkeit. Wir sollten einander mehr als Selbständige begegnen.

Ellen Steiner hat zwar Mühe, ein sicheres Verhältnis von Nähe und Distanz zur Portätierten und zur Frauengruppe zu finden. Vielleicht etwas zu plakativ erklärt sie zu Beginn des Films ihre Betroffenheit und ihre Parteinahme. An bestimmten Stellen schlägt bei ihr jedoch der kalte Fernseh-Recherchier-Journalismus wieder durch. Der forschende Frageton den Männern, zum Teil aber auch der Frauengruppe gegenüber, zerschlägt die intensive Atmosphäre des Bildes. Vor allem gegenüber den Männern im Film werde ich als Zuschauer zu einem Voyeur erpresster Geständnisse.

Hexenwahn – Hexenbewusstsein

Kürzlich schrieb ein Filmkritiker im Magazin einer grossen Zürcher-Tageszeitung, Fernsehen sei «Bilderradio», «Nullbild plus Sprache». Er meinte damit, dass das Bild als Informationsträger und als Gestaltungselement sträflichst vernachlässigt würde und gleichsam dem Ton nebenher laufe. Dieses Urteil vermag nun allerdings die Fernsehproduktion von Ellen Steiner – als Ausnahme zwar – zu unterlaufen. Was sich mir nämlich in der Erinnerung einprägte, sind Bilder. Aus der Assoziation dieser Bilder konnte ich das Porträt dieser Frau rekonstruieren. Erst dann fielen mir wieder ihre Sätze ein, fast wie selbstverständlich.

Aber schon der folgende Beitrag des Magazins *«Spuren»* zum Thema *«Frauen und Hexen»* bestätigte wieder die These vom Bilderradio. Zwar waren die Bilder von der fastnächtlichen Hexenverbrennung in Brugg stark. Rhythmisch zu einer surrealistisch-verfremdenden Musik geschnitten, verunsicherten die Bilder: Ist das nur Ulk, oder versteckt sich hinter diesem Brauch nicht Frauenhass? Doch dann schwand das Vertrauen ins Bild. Bilder aus Ingmar Bergmans Ballade «Das siebente Siegel» wurden verklebt mit Erklärungen wie: Hexenwahn sei nicht ein Phänomen des Mittelalters, sondern eines der aufbrechenden Neuzeit. In einem Interview deutet ein Ethnopsychologe die Hexenverfolgungen als ein Machtkampf zwischen Mann und Frau, und schliesslich werden drei Feministinnen zur Renaissance der Hexen in der Frauenbewegung befragt. Die Fragen von Vreni Meier sind allerdings spröde. Sie ruft bei den Frauen nur Antworten ab, die sie selbst schon weiss. Das Interview wird zu einer lustlosen Pflichtübung ohne Neugier an den Gesprächspartnerinnen.
Als eine der Frauen den Hexenwahn als die Angst der Männer vor dem weiblichen Körper interpretiert, schweife ich in meiner Phantasie zurück zu den Bildern des Filmporträts über Helen Romer. Ja, ihr Körper, ihre sicheren Bewegungen im Raum, ihre Art, mit dem Körper zu denken, im Körper unmittelbar zu sein, haben mir Angst gemacht, haben mich deutlich mein eigenes Unvermögen spüren lassen. Und dann doch wieder, durch diese Kontrasterfahrungen hindurch, habe ich in dieser Frauenfigur auch eine utopische Hexe entdecken können, eine Sinngestalt, die auch für mich bessere Möglichkeiten erahnen lässt.

Bring on the Girls

«Bruce Forsyth, der junggebliebene Charmeur, ist wieder einmal in seinem Element, das heisst, unter lauter schönen und verführerischen Mädchen, mit denen er es gar nicht so leicht hat. Aber er ist ja ein Mann, der alle Schwierigkeiten mühelos meistert, sei es in einem blockierten Lift zusammen mit Honor Blackman, inmitten der heissblütigen «Three Degrees» oder vor der Kamera mit Twiggy» (aus dem Pressetext).
Das chauvinistische Bild der Mädchen: Gesang, Tanz, Sex, ein Quäntchen Intelligenz. Geradezu physisch schmerzhaft erinnere ich mich zurück an die Bilder von der utopischen Hexe. Die Stars haben nichts von ihrer Anmut. Sie gehen mit ihrem Körper um, streichen verkaufbare Qualitäten heraus: Der Blick von Twiggy ist verstellt romantisch, der von Honor Blackman wechselt zwischen forsch und altjüngferlich-naiv, und die «Three Degrees» klappern fast bei jeder Grossaufnahme mit den Augen. In steriler Künstlichkeit und vorprogrammierter Perfektion bewegen sich die verführerisch-verführten Mädchen zu den Rhythmen der eingespielten Musik. Haben Sie sich auch schon überlegt, in wessen Interesse diese Reduktion der Frau liegt? In Ihrem, Mann oder Frau?
Das «nach-bewusste» Bild der Frau am Fernsehen DRS war zum mindesten an diesem Abend widersprüchlich. Fürs Fernsehprogramm als Ganzes, denken wir etwa an das Samstag-Abendprogramm oder an die Werbung, bedeuten Widersprüche im Bild der Frau einen Fortschritt. Widersprüche können zum Weiterdenken provozieren. Aufs Ganze gesehen und insbesondere in den Unterhaltungssendungen bleibt das Frauenbild am Fernsehen DRS allerdings verletzend. In seiner Reduktion beschneidet es Frau und Mann in ihren besseren Möglichkeiten.

Matthias Loretan

---

50 Jahre SRG

srg. Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) feiert dieses Jahr ihr 50jähriges Bestehen. Diese Tatsache soll während der Schweizerischen Fernseh-, Radio- und HiFi-Austellung (Fera) vom 26. bis 31. August gewürdigt werden.

Clinch – Sport im Kreuzverhör

Mit ein paar Takten schmissiger Musik, mit einer wohltemperierten, auf Attraktivität und Spannung bedachten Männerstimme, die verkündet «Clinch – Sport im Kreuzverhör», beginnt es jeweils: Das Viertelstündchen Sporthintergrundsberichterstattung, das uns eine Sportgrösse näher bringen sollte. Als die Sendung zum ersten Mal propagiert wurde, hörte sich das Konzept vielversprechend an: Die Zuhörer wurden aufgefordert, eine(n) Spitzensportler(in) in die Zange zu nehmen, ihm/ihr interessante, angriffige und unbequeme Fragen zu stellen. Liegt es an den Zuhörern, dass diese kritischen Fragen selten auftauchen, sind sie schuld, dass die meisten *«Clinch»*-Sendungen fad schmecken und trotzdem mit einer Leerlaufhektik abgespult werden?

Die jetzige Form der Sendung ist abhängig von der Spontaneität und Ausstrahlung des jeweiligen Sportlers, von der Präsenz, von der Schlagfertigkeit des Moderators. Interessante Zuhörerfragen prägen erst in dritter Linie das Sendegeschehen. Die Mängel liegen also eher im in dieser Form nicht durchführbaren Konzept. Um das zu belegen, schildere ich den Aufbau der immer nach demselben Schema ablaufenden Viertelstunde. Die schmissige Musik, die betont männliche Stimme ist bereits bekannt, darauf schaltet sich der jeweilige Moderator ein, stellt sein Gegenüber kurz vor, gibt die Telefonnummern bekannt, über welche die Zuhörer die Zentrale im Studio erreichen können. Jetzt darf der/die Eingeladene etwa vier Angaben zu seiner/ihrer Person machen: Zivilstand, Anzahl Kinder, Wohnort, Beruf, allfällige Hobbies... Um keine Zeit zu verlieren, wird – wie Moderator Sepp Renggli etwa zu sagen pflegt – das Rennen gestartet: Die erste Zuhörerfrage trifft ein. Schlag auf Schlag folgen sich weitere Anrufe, der Präsentator wagt im Schnitt dreimal pro Sendung etwas zu bemerken, zu erläutern. Je nach Pannen in der Telefonzentrale und den Fähigkeiten des Moderators, schaffen es die Zuhörer, bis um 12 Uhr 13 zwischen 10 bis 15 Fragen unterzubringen. Das bedeutet: Pro Minute hat der Journalist mindestens einen Zuhörer zu begrüssen, dieser darf sich anmelden, seine Frage formulieren, der Anrufer wird ausgeblendet, der/die Sportler(in) antwortet möglichst knapp, der Moderator leitet über zum nächsten Anruf, gestaltet das Rennen etwa mit Zeitansagen, bis «es zum Endspurt kommt».

Nach diesem temporeichem Hin und Her strahlt das Radiostudio ungefähr 30 Sekunden Musik aus; denn die Jury (Sportler/in) zieht sich zurück, um die beste Frage auszuwählen. Die Musik blendet aus, «das Rennen ist gelaufen», die prämierte Frage wird nochmals ausgerufen und mit einem kleinen Präsent belohnt. Je nach Zeit hat zum Schluss der Techniker nochmals Gelegenheit, das attraktive Signet einzublenden.

Warum die Sendung so überladen konzipiert wurde, warum die Sportjournalisten auch hier einen Wettbewerb durchführen, wie überhaupt die Radioschaffenden mit der Sendung zufrieden sind, darauf kann ich leider nicht eingehen, denn die Verantwortlichen haben einen entsprechenden Fragenkatalog gar nicht erst beantwortet.

Ob diese Verweigerung wie bereits in ZOOM-FB Nr. 3/80 (Artikel über «Sport im Fernsehen und Radio als Programmschwerpunkt») nur aus Zeitgründen geschehen ist, ob die Sportjournalisten an Kritik etwa gar nicht interessiert sind oder sie ganz einfach ignorieren, ist nicht festzustellen.

Dagegen sind die Gründe, warum *«Clinch»* nicht befriedigt, in dieser Form nicht befriedigen kann, sicher herauszufinden. Da jeder Anrufer nur eine einzige, kurzgefasste Frage stellen darf, ist ein vertiefendes Gespräch gar nicht möglich. Kritische oder unbequeme Fragen werden so leicht überspielt, ausweichend beantwortet, da der Zuhörer ja nicht nachbohren darf. Anstatt dass der Zuhörer über ein, zwei Themen genauer informiert wird, erfährt er über vieles fast nichts. Probleme, Grundsätzliches werden bloss angetippt, der Sportler kommt einem als Person nicht näher; seine Rolle könnte ebensogut ein informierter Stellvertreter übernehmen.

Zufriedengestellt werden so höchstens jene Zuhörer, denen das Lauschen der Stimme ihres Sportidols bereits genügt, oder die sich gerne einmal selber im Radio als Fragesteller hören möchten. Offenbar um diesem letzten Punkt noch mehr Anreiz zu geben, vielleicht auch um die Qualität und Originalität der Fragen zu steigern, führen die Sportjournalisten den *«Clinch»* in Form einer Konkurrenz durch. Die «beste» Frage wird prämiert, nicht einmal in dieser Sendung kommt man vom Wettbewerbsdenken weg.

Ich muss nochmals betonen: Es geht mir nicht um die Zerzausung der Idee von «Sport im Kreuzverhör». Die Absicht, den Zuhörern Menschen von einer ungewohnten Seite näherzubringen, sie ins Verhör zu nehmen, ist ja sicher lobenswert und durchaus durchführbar, wie ein Vergleich mit den Sendungen *«Persönlich», «Feedback»,* Studiogast im *«Rendez-vous am Mittag»* beweist. Will *«Clinch»* seiner Absicht gerecht werden, müsste allerdings der Aufbau der Sendung geändert werden. Auszuprobieren wäre etwa eine Telefon-Diskussionsrunde mit drei Zuhörern, dem eingeladenen Sportler und dem Moderator. Da das Interesse für erfolgreiche oder sonst im Gespräch stehende Sportler gross ist, könnte man die Auswahl der *«Clinch»*-Teilnehmer, welche sich jeweils auf aktuelle Ereignisse bezieht, sicher beibehalten. Verschwinden müsste dazu aber auch die sich zu Tode laufende Hektik der Sendung. Ich glaube, auch Sportjournalisten verfügen über eine Wortwahl und Satzbetonung, die ein Gespräch in lockerer, nicht von scheinbarem Zeitdruck bedrängter Atmosphäre möglich macht.

Christof Schertenleib

Neue Kinderfilme im Selecta-Verleih

SELECTA-Verleih, rue de Locarno 8, 1700 Fribourg, Tel. 037/22 72 22

Ein Tag mit dem Wind

Haro Senft, BRD 1979; Langspielfilm, farbig, Lichtton, 94 Min.; Fr. 145.–.

Die Suche nach einem Kaninchen wird für einen 8jährigen Knaben zu einem langen Weg voller Erlebnisse mit Kindern und Erwachsenen. Am Ende seiner Suche ist er um neue Begegnungen, um Abenteuer und Freundschaft reicher geworden und hat nicht nur das Kaninchen, sondern auch mehr zu sich selbst gefunden.

Die Geschichte vom kleinen Muck

Wolfgang Staudte, DDR 1954, Langspielfilm, farbig, Lichtton, 99 Min.; Fr. 130.–

Die Verfilmung des gleichnamigen Märchens von Wilhelm Hauff schildert in orientalischem Kolorit aus 1001 Nacht die Erlebnisse und Abenteuer des kleinen buckligen Muck. Auf der Suche nach dem Kaufmann, der das Glück verkauft, erfährt er nach und nach, dass sich das Glück weder erkaufen noch durch List erobern lässt.

Wer reisst denn gleich vor'm Teufel aus

Egon Schlegel, DDR; Langspielfilm, farbig, Lichtton, 95 Min.; Fr. 135.–.

Nach dem Märchen der Gebrüder Grimm «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren» erzählt der Film die Geschichte des armen und ängstlichen Jakob, der, um die Liebe der schönen Prinzessin zu gewinnen, nach und nach seine Angst besiegt.

Der Spürhund

Gyula Jeney, Ungarn; Dokumentar-Kurzspielfilm, farbig, Lichtton, 56 Min.; Fr. 45.–

In einer Hundefarm in Kanada kauft jemand einen Spürhund und sein Junges. Auf dem Heimweg brennen die beiden durch. Sie wandern durch felsiges Gebirge und haben viele Abenteuer. Nach einiger Zeit finden wir die beiden Hunde am Rand der Landstrasse. Eine Falknerin nimmt sie in ihren Wagen, und so kehren sie zu den Menschen, in die zivilisierte Welt zurück.

AZ
3000 Bern 1

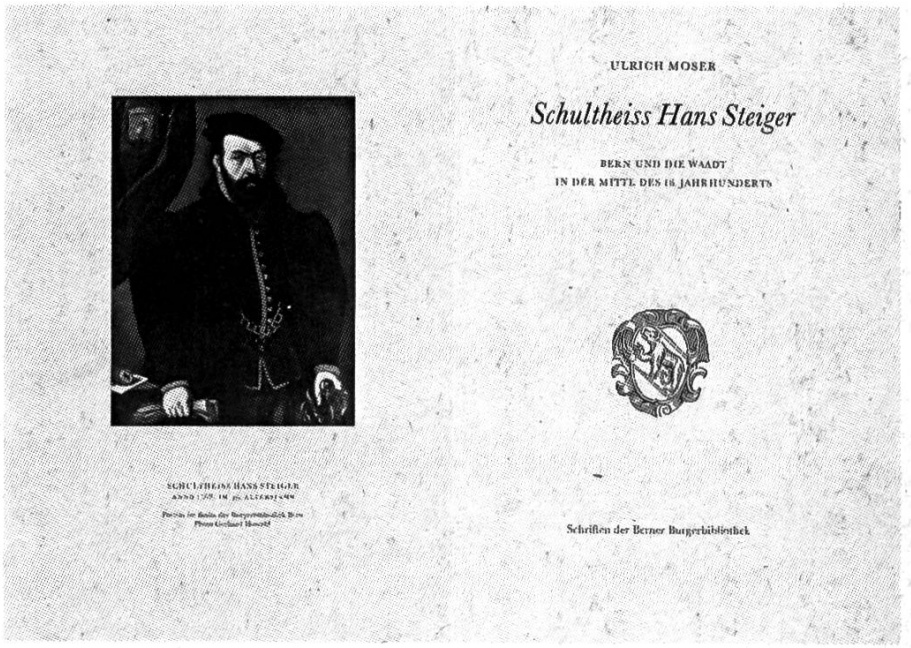
Neu in den «Schriften der Berner Burgerbibliothek»:

Ulrich Moser

Schultheiss Hans Steiger

Bern und die Waadt in der Mitte des 16. Jahrhunderts

186 Seiten, 1 Frontispiz, gebunden, Fr./DM 28.–



Zu Unrecht vergessen ist in unserer Zeit Hans Steiger, ein humanistisch gebildeter Politiker des 16. Jahrhunderts, der die Staatskunst aus einer gründlichen Kenntnis von Geschichte, Rechtskunde und Weltanschauung betrieb. Im vorliegenden Buch erlebt der Leser eine ungewöhnliche Karriere und Bezüge, die an die Aktualität rühren und ihn z. B. an die heutige Juraproblematik denken lassen.

Im Buchhandel erhältlich.

Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

Postfach 2728, 3001 Bern